

Julia Schoch

Dankesrede zum Schubart-Literaturpreis der Stadt Aalen

Sehr geehrte Damen und Herren, sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Brütting.

Vielen Dank, liebe Frau Krohn, für Ihre Laudatio zu meinem Buch „Das Vorkommnis“, Ihren Worten ganz allgemein über meine Literatur und danke der gesamten Jury sowie den VertreterInnen der Stadt Aalen für den Schubart-Literaturpreis, den ich heute entgegennehmen darf.

*

„Es ist schwer, über sich selbst zu sprechen, aber es ist schön“. Diesen Satz hat die italienische Schriftstellerin Natalia Ginzburg nach einem langen Radiointerview gegen Ende ihres Lebens gesagt – das war 1990.

Diese kleine zeitliche Einordnung ist womöglich nicht ganz unwichtig, wenn man sich den Satz vor Augen führt.

Es ist schwer, über sich selbst zu sprechen.

Ich frage mich, ob sie noch gilt, diese Aussage. Heute. Wo uns das Sprechen über uns selbst so selbstverständlich erscheint. Ja mehr noch. Es ist nicht nur eine Selbstverständlichkeit, es ist zu einem Pflichtprogramm erhoben worden. Wer nicht über sich spricht, kommt nicht vor. So lautet die Drohung eines Zeitgeistes, der keine gesellschaftlichen, sondern bloß individuelle Erfahrungen – oder besser Erlebnisse – zu kennen scheint und über uns allen als buntschillernde Wolke schwebt.

Aber wie bei fast allem, ist wohl das Wie entscheidend.

Fest steht: Das ICH (von hier an in Gedanken großgeschrieben) ist für mich als Schriftstellerin von Anfang an sehr wichtig gewesen. In einem Großteil meiner Geschichten, die zu Büchern wurden, habe ich es als Mittel der Selbsterforschung gebraucht. Ich gebrauche es noch immer so. Rein technisch betrachtet wäre es natürlich auch anders möglich. Das Ringen mit der Welt, eine direkte und möglichst kompromisslose Auseinandersetzung mit der Geschichte, die man als Autor oder Autorin über das eigene Leben erzählt, lässt sich auf vielerlei Weise angehen.

Sagen wir, ich habe es viele Male anders versucht. Aber letztlich bin ich immer zu ihm zurückgekehrt, zu diesem Ich, das eine fiktive Version meiner selbst ist. Um sich diesen Verwandlungsprozess klar zu machen, genügt ein Vergleich mit dem amerikanischen Comedian Jerry Seinfeld, der in der Sitcom „Seinfeld“ eine Kunstfigur namens Jerry Seinfeld spielt.

*

Rückblickend scheint naturgemäß vieles leicht und logisch. Aber war es tatsächlich so? Ich erinnere mich an meine Jugend, als ich nicht genau wusste, ob und wie ich überhaupt Künstlerin sein konnte. Und wenn ja, ließ sich so einfach Ich sagen? Und wiederum: wenn ja, wovon konnte dieses Ich dann überhaupt erzählen?

Die Bücher, die mich in meiner Kindheit tief beeindruckt haben, waren zumeist Heldengeschichten. Sie spielten oft im Zweiten Weltkrieg, der in den Geschichten meiner Großeltern, in der Literatur und im Film, und auch im Anblick vieler Städte auf sehr konkrete Weise noch herumgeisterte. Dieser Krieg war ewig nah, und genauso nah waren mir die Geschichten der Spione und Kämpfer, der mutigen Menschen, darunter sehr oft Kinder, die in einer gefährlichen Zeit Widerstand geleistet hatten. Ich habe erst sehr spät verstanden, wie sehr mich diese Lektüren, in denen es immer um Leben und Tod ging, geprägt haben. Obwohl oder vielleicht gerade weil ich selbst in einem äußerst langweiligen Staat lebte, in einer äußerst langweiligen Kleinstadt, bedrängten mich die moralischen Fragen aus diesen Büchern. Ich sah mich jedes Mal vor schwerwiegende existenzielle Entscheidungen gestellt.

Das Problem war: Mein eigenes Ich kam mir gegenüber diesen heroischen Menschen in den Büchern, die ich so gerne las, höchst wankelmütig und schwach vor, ja geradezu feige. In der Phantasie stellte ich mich permanent auf die Probe. Ja: Das sah eindeutig nicht gut aus. Ich war keine Heldin oder besser gesagt: ich *wäre* keine, käme es eines Tages hart auf hart.

Schließlich kam es auf mich an. So lautete damals der stets mitgesprochene Warnspruch: Niemand steht außerhalb. Man ist immer verstrickt. Ja, auf den einzelnen kam es an, durchaus, aber nicht, wenn dieser Einzelne sich für einzigartig, gar für etwas Besseres hielt und abseits stand. *Ich, ich, ich* sollte niemand rufen – außer, wenn er mit seinem Handeln der sogenannten *Sache* diente, was auch immer

das genau war. Ein Individuum – dieses Wort war in meiner Kindheit ein Schimpfwort, für Menschen, die sich nicht einfügen wollten, die eine Extra-Wurst gebraten haben wollten, die aus der Reihe tanzten, ach, ich könnte viele Bilder finden für diese fast schon absurd anmutenden Auffassungen einer absurd fernen Zeit.

Niemand kann wissen, was genau uns im Leben auf eine bestimmte Spur setzt, aber ich halte diese beunruhigenden Selbstbefragungen für eine erste unbewusste Lektion darüber, wie komplex Menschen sind. Und ich danke es noch heute Thomas L., einem Mitschüler an der Erweiterten Oberschule (später Gymnasium), der offenbar in dieselbe Richtung wie ich dachte, aber viel mutiger voranpreschte, als er im Deutschunterricht der 9. Klasse auf das damals gängige Aufsatzthema: *Du bist ein Mensch – beweise es!* gerade nicht moralisch konform antwortete, sondern aus dem Roman „Nackt unter Wölfen“ ausgerechnet den Feigling herauspickte, um anhand dessen verräterischer Handlungen in einem KZ den allumfassenden Menschen zu belegen.

Thomas L. bekam eine Fünf für seinen Aufsatz, und ich hatte etwas begriffen.

*

„Erzählen muss eine Offenbarung sein, aber eine Offenbarung für den Erzählenden selbst“, heißt es bei Peter Handke. Das Überraschende solch einer Selbsterkundung ist bis heute eine Bedingung für mich geblieben. Es ist das Unzulängliche, manchmal auch das Unheimliche oder sogar Gefährliche, von dem ich vorher, vor dem Schreiben, noch nichts weiß. Vielmehr als eine bloße Darbietung wirklich erlebter Szenen, die es leichthin in Schrift zu übertragen gälte, sind es eher die Möglichkeiten meines Ichs, von denen ich schreibend etwas erfahre.

Dieses literarische Ich läuft mir voraus, es erlebt tiefer als die reale Person, die ich bin, es erfährt die Welt radikaler, es ist verletzlicher, es ist aggressiver, eindeutiger. Das schreibende Ich hat „bloß“ die Aufgabe, es zu entschlüsseln, es freizusetzen und zu präsentieren. Weil man an ihm eben besser die Dinge erkennen kann als an dem Ich, das sich sonst für gewöhnlich durch den Alltag schlägt.

Bei alledem haftet dem Schreiben über sich selbst, so wie ich es verstehe, gleichzeitig eine gewisse Tragik an, denn es zeugt von einem unauflöselichen Konflikt in unserem Bewusstsein. Dieser Konflikt besteht darin, dass wir uns selbst zu durchleuchten gelernt haben und uns dennoch auf ewig ein Rätsel bleiben. Aus diesem Grund – weil

sie genau das weiß –, weil ihr diese Tragik bewusst ist – ist die Autofiktion eine demütige Form des autobiografischen Schreibens. Sie spricht die Zweifel, die Unzulänglichkeit, die Umgrenztheit der eigenen Version sozusagen immer schon laut mit. Genau dadurch erlangt sie in meinen Augen Souveränität. Sie fragt, sie tastet, sie bietet an, sie leidet zuweilen auch an ihrer Begrenztheit. Jedenfalls ist sie keine dominante, keine unproblematisch wissende Form. Mehr als am bloßen Spiel der Sprache ist sie an Erkenntnis interessiert. Und sei es auch nur an der ihrer eigenen Ohnmacht. Im besten Falle ist sie Erzählung und Analyse zugleich.

All diese Schwingungen und Empfindungen sind Bestandteil meines Erzählraums. Sie finden für mich ihre Entsprechung auch in der Form. Einen Plot zu erfinden, und in diesen Plot eine Geschichte zu verbasteln, sie gleichsam an ihm abschnurren zu lassen, dazu gehören ganz bestimmt Können und Mut. Aber es gehört mindestens genauso viel Mut dazu, eine Leerzeile zu setzen, sich die Brücken also zu verbieten. Oder – wie Ilse Aichinger es einmal ausgedrückt hat: „Man kann nicht einfach drauflosschreiben und künstlich Zusammenhänge herstellen“.

Vielleicht liegt darin ja das Schwere, das Natalia Ginzburg meint, als sie sagte: *Es ist schwer, über sich selbst zu sprechen*. Eben nicht Schön-Gekittetes zu erzeugen, wo in Wahrheit tausend Brüche sind. Ja, ich glaube, man muss ihn nur richtig verstehen, diesen Satz. Dann ist er ewiggültig und gänzlich unabhängig von der Mode einer Zeit. Weil das tiefe Erkennen unseres Selbst, dessen, was an Schmerz und Freude, an Begeisterung und Fehlern in uns ist, immer einen schweren Gang bedeutet. Es bedeutet Überwindung und Mut, und es braucht Klarheit und Ehrlichkeit, etwas wahrzunehmen, was man vielleicht lieber übersehen hätte. Und dann? Dann wird es schön? Vielleicht, ein bisschen. Vielleicht ist das Schöne daran, dass man sich als einen vollständigen Menschen wahrzunehmen gestattet. Und darüber Erleichterung verspürt.
